



Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 126

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern
Heimathund an Elbe und Wesermündung, z. V.

Juni 1960

Von der Nikolaikirche zu Altenbruch

Der liebenswürdige und schöne Leitaufsatz von Helke Maria Jürgensen in der Dezemberrnummer 1959 des „Niederdeutschen Heimatblattes“ über „St. Nikolaus, den Schutzpatron der Seefahrer“, veranlaßt den Unterzeichneten zu teils ergänzenden, teils auch berichtenden Anmerkungen, soweit sich jener Aufsatz auf die St.-Nikolai-Kirche in Altenbruch bezieht.

Das alte Kirchensiegel mit dem Heiligen Nikolaus, von dem die Verfasserin schreibt, war — genauer ausgedrückt — das Kirchspielsiegel, mit dem das Kirchspielsgericht wichtige Schriftstücke besiegelte. Es dürfte bekannt sein, daß das Kirchspiel Altenbruch das erste im Lande Hadeln war, das sich (1538) das Patronatsrecht erkämpft hat, u. a. das Recht, seine Geistlichen und Schullehrer selbst zu erwählen und zu ernennen, zu vocieren. Bei der Ausfertigung der Vokationsurkunden wurde das Kirchspielsiegel gebraucht. Wir „haben also diese Vocation mit vnseres Kirchspiels Ingesigel besigelt“ heißt es dementsprechend in einer mir gerade vorliegenden Vokationsschrift für den Cantor Johannes Christiani vom 28. Februar 1624.

Weniger bekannt ist wohl, daß das ursprüngliche Altenbrucher Kirchen- oder Kirchspielsiegel nicht einen, sondern zwei — und zwar sitzende Bischöfe zeigte. Im Jahrbuch 33 der M. v. M. bringt Erich von Lehe eine Abbildung dieses Siegels. Er sieht in den beiden Bischöfen den Heiligen Nikolaus und den Heiligen Willehad, den ersten Bischof von Bremen. Nach Heinrich Rüther kann das Doppelbild auf dem Kirchspielsiegel „vielleicht in Verbindung gebracht werden mit der Vermutung einer zweiten Kultstätte in Hochwedel“ (Hochwedelteil = ein Ortsteil von Altenbruch). Endgültig ist die Frage nach der Bedeutung des Doppelbildnisses auf dem alten Kirchspielsiegel wohl noch nicht geklärt.

Mit Stolz hören die Bewohner Altenbruchs ihr Kirchspiel die „Krone des Landes Hadeln“ nennen; dem Ort, dem Kirchspiel Altenbruch, nicht der Kirche gilt diese ehrenvolle Bezeichnung. „Ohlenbrook is de Kroon; de Woort (Lüdingworth) willt woll doon; de Lee (Nordleda) is unveracht . . .“, so lesen wir in der schönen Sammlung „Volksdichtung aus dem Lande Hadeln“ von Richard Tiensch, die 1942 bei Stalling in Oldenburg erschienen ist. — Wenn jetzt Altenbruch die Krone des Landes Hadeln genannt wird, denkt man wohl zuerst an die Schönheit des Ortes und seiner Lage, an die schöne Kirche mit ihren Kunstdenkmälern, auch an den Wohlstand seiner Bewohner in vergangenen Jahrhunderten; der eigentliche Grund dafür aber, daß Altenbruch aus der Reihe der übrigen Hader Kirchspiele heraus- und hervorgehoben wurde, ist aber wohl der, daß dieses Kirchspiel einst der Vorort aller Kirchspiele des Landes Hadeln war. Später verlor Altenbruch seine Vorrangstellung an Otterndorf; vermutlich wurde diese Entwicklung auch dadurch begünstigt, daß sich die Lauenburger Herzöge an der Medem ein Schloß erbauten und dadurch gewissermaßen in Hadeln eine Residenz schufen. — Nach dem ältesten im hiesigen Pfarrarchiv noch vorhandenen Kircheninventar, dem „Inuentarium deß Kespels tzu dem Oldenbrocke“, vom 18. November 1561 wurden damals in der Nikolaikirche u. a. aufbewahrt:

„Des Landes zu Hadeln grosse Sigell
Des Caspels zu Oldenbruche Sigell
Deß Caspels daßelbst Secret . . .

1 Lade darinne die Fundationes der Kirchenn
vnd Vicarien

1 holtzern nasch darinnen die hauptvorschriften
was die Kirchen ausgelehnet hatt

1 holtzern Nasch darinnen alle die Verbund-
nisse so sich die Hadeln mit den Vmblegen-
den vnd benachbartenn voreinigt habenn.“



Nikolaikirche, Altarschrein, Teilstück: Frauen unter dem Kreuz

Die erste und letzte dieser Eintragungen unterstreichen die einstige besondere Bedeutung Altenbruchs unter den Kirchspielen des Landes Hadeln. Die angeführten Eintragungen fehlen bereits im nächsten vorhandenen Kircheninventar vom Jahre 1623 und kommen nie wieder vor. Nach Sittmann u. a. sollen bekanntlich die Urkunden nach

Altenwalde gekommen und im Dreißigjährigen Kriege dort von den Jesuiten mitgenommen worden sein.

Ob auch die Doppeltürme etwas mit der besonderen Stellung Altenbruchs zu tun haben? Dafür gibt es wohl keine Anhaltspunkte. Es wäre eine dankbare und vielleicht auch lohnende Auf-

Gabe der Heimatforschung, einmal der Geschichte der Zwillingstürme nachzuspüren. Die Sage hat sich ihrer in ihrer Weise bemächtigt und versucht zu begründen, warum die Altenbrucher Kirche zwei Türme erhielt. Manche Sagen, die von den Zwillingskirchen handeln, tragen realistischere Züge; in manchen hat man der Phantasie einen weiten Spielraum eingeräumt. Oft wurden sie gedruckt, nicht selten in abgewandelter Form. B. E. Siebs, der die bekanntesten in sein Buch „Sagen der Heimat aus Volkes Mund, Band III, Land Hadeln“ aufgenommen hat, bringt im Anhang dieses Buches auf Seite 114 auch ein Schriftumsverzeichnis.

Neuerdings kann man eine Sage auch in einem Aufsatz nachlesen, den Karl Waller für den Niederelbischen Heimatkalender 1960 schrieb. Hier stellt er zu den ernsthaften Begründungen für die Errichtung der Doppeltürme eine neue, eigene These zur Debatte. Er meint, man habe die zwei Türme in Anlehnung an Gotteshäuser gleicher Art, insbesondere an den Bremer Dom, erbaut. Nun, die Beziehungen zwischen Altenbruch als dem Vortort des Landes Hadeln und dem Bremer Dom waren in der vorreformatorischen Zeit vermutlich eng; sie bestanden teils auch noch nach der Ein-



Die „beiden Schwestern“ der Nikolaikirche zu Altenbruch

führung der neuen Lehre; denn kurz zuvor im Jahre 1513, also in der Juratenzeit des Peter Poit, hatten die Altenbrucher Juraten vom Bremer Domkapitel 200 rheinische Gulden geliehen, die mit jährlich 11 rheinischen Gulden zu verzinsen waren. Und so findet sich in den Rechnungen der Altenbrucher Juraten bis zum Jahre 1696 eine jährlich wiederkehrende Eintragung, lautend: „16 Mk 8 B der Doemkercken zu Bremen“ oder „16 Mk 8 B dem Thumb Capittel zu Bremen ein Jahr Zinsen, so dieses Ostern verfallen gewesen“. Am 8. Oktober 1696 wurde das Kapital an die Königliche Kammer zu Stade zurückgezahlt.

Die Statue des Heiligen Nikolaus, die jetzt in einer Nische an der äußeren östlichen

Giebelwand des Kirchenanbaus (1727/28) über der Eingangstür steht, blickt auf ein ehrwürdiges Alter zurück. Wir lesen im Kircheninventar vom 18. November 1561: „1 Altar zu S. Annen genant darauß 1 Bild welches der Kirchen Patron sein soll S. Nicolaus“. Schon am Anfang des Dreißigjährigen Krieges war die Statue reparaturbedürftig, also vermutlich alt. In den Juratenrechnungen des Jahres 1624 findet man nämlich folgende Eintragungen: „12 Mk tho minen Andele dem Ma r gegeben, S. Nikolaus tho renoverende“ (Jurat B — Claus Reyer), „3 Mk außgedan tho Sanct Nicolaus Anzustreichen“ (Jurat A — Rottmer Berendes) und „3 Mk einem Maler so den Patronen S. Nicolai renoveret thom andern mall betahlet, und hefft de Mahler in alles darvor bekahmen 48 Mk“. — Es geht die Sage, daß sich hinter dem Heiligen Nikolaus schon manches Pärchen zum Bund fürs Leben gefunden hat.

Der Altenbrucher Altarschrein wurde oft beschrieben und gewürdigt. Es ist ein unbestrittenes Verdienst von Hermann Allmers, eine weitere Öffentlichkeit durch seine Schrift, die 1873 bei Pockwitz in Stade erschien, mit dem wertvollen Kunstwerke bekannt gemacht zu haben. Die Anregung zu seiner Arbeit erhielt Allmers durch einen Aufsatz des Hamburger Malers und Kunstschriftstellers Philipp Limmer in Hamburg aus dem Jahre 1853. Im Altenbrucher Pfarrarchiv ist diese Arbeit noch zu finden. — Es ist wohl nicht ganz abwegig, die Frage aufzuwerfen, wie denn der Kunstmaler Limmer dazu gekommen sein mag, sich mit dem Altenbrucher Altarschrein zu beschäftigen. In Altenbruch wirkte von 1787 bis 1826 Johann Heinrich Limmer, ein Sohn des Kammer-Registrators Johann Conrad Philipp Limmer aus Blankenburg, zunächst als Rektor, seit 1800 als Pfarrer (Diakonus). Die Vermutung ist naheliegend, daß der Maler Philipp Limmer mit der Altenbrucher Pastorenfamilie verwandt war und deshalb auch die Altenbrucher Kirche und das Altarbild kannte.

Philipp Limmer nahm nach Allmers an, „das Werk sei ein Erzeugnis der transelbischen Lande und glaubt es sogar der Schule Hans Brüggemanns zuschreiben zu müssen“. Allmers weist diese Auffassung entschieden zurück. Nach seiner Meinung ist der Altenbrucher Altar ein Werk niederrheinischer Schnitzkunst, vermutlich von einem Bremer Künstler geschaffen, der der Calcarer Schnitzerschule entstamme. Die Ansicht des Marschendichters wurde später angefochten. Ein ausgezeichnete Kenner der kirchlichen Holzbildnerei im Niederelbe- und Niederwesergebiet indes hat sich in neuerer Zeit der Auffassung von Hermann Allmers wieder genähert; es ist dies Dr. Willy Meyne, Hauptlehrer in Moisburg im Kreise Harburg. Auf seinen Aufsatz „Der Altar von Altenbruch“ im Stader Jahrbuch 1942 sei hingewiesen.

Eins steht allerdings fest: Johan Vos aus Bremen ist nicht der Schöpfer des Altarschreins. Die mit einem Namen verbundene Eintragung bezieht sich auf die „Stortinghe“, das Steinrelief, das — bereits stark verwittert — vor einigen Jahren noch an der Südwand der Kirche stand. Dank den Bemühungen des Landeskonservators Dr. Karp und auch des Vorsitzenden unseres Heimatbundes, Dr. B. E. Siebs, hat es jetzt im Zuge der Kirchenrenovierung einen Platz in der Kirche erhalten.

— Die Eintragung des Juraten Peter Poit über die Herkunft des Reliefs lautet ins Hochdeutsche übertragen: „1504 ist die Stortinghe unseres Herrn Christi verdonen mit Meister Johann Voß, von den Juraten Wölcke Peter, Peter Poit, Barteldt Oetcke, Mattheus Lange, für 100 lübische Mark. Hierauf hat Herr Michael, Gott sei sein Lohn fromme Leute in allen Teilen von Osten nach Westen, und zusammen gebracht 13 Mk an Gelde und 50 Himten Weizen.“

In seiner Schrift erwähnt Allmers auch die — künstlerisch nicht sehr wertvollen — Bilder, die an den Wänden in der Kirche hängen. Sie stammen aus dem 17. Jahrhundert. Er nennt besonders das durch Motiv, Ausführung und Rahmen eigenartige Bild „Christus in der Kelter“, gemalt 1697 und gestiftet von Elias Herlitz, (nicht Mathias H., wie Allmers irrtümlich schreibt). In einem aufschlußreichen, interessanten Vortrag vor der Altenbrucher Ortsgruppe der M. v. M. und vor einer religionspädagogischen Arbeitsgemeinschaft hat Dr. Weckwerth aus Cuxhaven dieses Bild vor einigen Jahren eingehend gewürdigt. Hier seien einige Angaben über den Stifter eingefügt. Elias Herlitz war der Sohn des aus Stralsund stammenden Johannes Herlicius. Dieser kam gegen Anfang 1626 nach Altenbruch, war eine kurze Zeit Rektor, wurde schon 1628 Diakonus, 1629 Archidiakonus und schließlich 1649 Pastor. Seit 1656 war er auch Superintendent. Er starb 1661. Am 29. Mai 1651 war einer seiner Söhne ertrunken, dessen Leiche erst am 5. Juni am Strand von Misselwarden geborgen wurde. Seine beiden Söhne David und Elias heirateten in hiesige Bauernfamilien und bekleideten verschiedene Ehrenämter. Sie waren nacheinander Jurat; Elias war danach viele Jahre Landschöpf, Legate, die beide Brüder für das Kirchen-, Schul- und Armenwesen ausgesetzt hatten, haben ihr Andenken lange wachgehalten. Das Bildnis des Pastors Johannes Herlicius hängt mit dem des Pastors Johannes Kracke (Craccius), † 1649, und Justinus Hahn (Gallus), † 1677, in der Altenbrucher Kirche.

Angeregt durch den Aufsatz von Helke Maria Jürgensen, sind diese „Randbemerkungen“ entstanden, die keinen Anspruch auf „Vollständigkeit“ oder dem Wert oder der Bedeutung entsprechende Auswahl einzelner „Inventarien“ erheben. Doch sollen diese Ausführungen nicht abgeschlossen werden ohne den Hinweis darauf, daß die Altenbrucher Nikolaikirche im letzten Jahrzehnt gründlichen Erneuerungsarbeiten unterzogen wurde. Nach einem Blitzschlag in den Süderturm erfuhren Gebälk und Bedachung der Türme eine völlige Erneuerung; die Helme erhielten eine Kupferbedachung, die Kirche selbst ein neues Ziegeldach. Erneuerungsarbeiten im Kircheninnern: neuer Anstrich der Wände und Decke; „Planierung“ und Plattenbelag des Fußbodens, Ausbesserung des Gestühls, Restaurierung und Farbauffrischung der Bildwerke und Ornamente, gründliche Überholung der kostbaren Barockorgel. Neuerdings wurde auch das Pfarrhaus stilgerecht instand gesetzt.

Für die durchgreifenden und kostspieligen Arbeiten, die im letzten Jahrzehnt an und in der Nikolaikirche durchgeführt werden konnten, gebührt allen, die sich darum bemühten, auch der aufrichtige Dank aller Heimatfreunde.

Hinrich Alpers, Altenbruch

Rastede alias Loxstedt

Im Stader Kopiar von 1420 (S. 75 f) ist eine Aufzeichnung über die Gerichtsbarkeit des Bremer Dompropstes in Beverstedt enthalten. Danach fanden sich dort die Kirchspielsleute von Kuhstedt, Kirchwistedt sowie diejenigen von Bekeshouede (Bexhövede), Rastede et Woldestorpe (Wulsdorf).

Der Name Rastede, der noch an einer anderen Stelle des Kopiar (S. 24) erscheint, wäre uns nicht verständlich, wenn sich im Kopiar nicht der Zusatz fände: „Dies wird nun heißen Lockstede“. Wir haben es also nicht etwa mit Rastede bei Oldenburg zu tun, das ja ohnehin nicht dem Gericht Beverstedt angehört, sondern mit einer verlorengegangenen Bezeichnung der Ortschaft Loxstedt.

Nach dem Kopiar könnte es so scheinen, als ob der Name Lockstede (Loxstedt) erst z. Z. seiner Niederschrift entstanden wäre. Das ist aber nicht der Fall. Tatsächlich erscheint der Name schon 1350 in der Form Locstede. Trotzdem haben wir keinen Anlaß, daran zu zweifeln, daß man für Loxstedt tatsächlich den Namen Rastede oder Rastedt gekannt hat, und zwar um so weniger, als noch heute wichtige Teile der Loxstedter Feldmark Bezeichnungen tragen, die diesem Namen genau entsprechen. Es handelt sich um die Ackerflur „Op n Ran“ oder „Auf dem Raden“, die in die Teile „Auf dem vorderen Radenfelde“ und „Auf dem hinteren Radenfelde“ zerfällt, um die Ackerflur „Witttrah“ oder „Witttrade“, die Fluren „Vor der Radekuhle“ und „Hinter der Radekuhle“ sowie das in die Feldmark Nückel vorspringende, an die erwähnte Ackerflur anschließende „Rahmoor“ oder „Rademoor“ (vgl. Jb. M. v. M. 24, 27, Nrn. 85—87, 120).

Mangels sonstiger Anhaltspunkte für die Doppelbenennung bzw. den Namenswechsel ist man im

wesentlichen auf Rückschlüsse aus der Bedeutung der beiden Namen angewiesen. Dabei führen allerdings die bisher gegebenen Erklärungen nicht recht weiter. Loxstedt soll nämlich Lauchstätte bedeuten. Die Gemeinde führt demgemäß eine Lauchknolle im Wappen. Andere erklären den Namen — wegen mittelniederd. lake = Sumpf — als Stätte am Sumpf. Das Bestimmungswort des Namens Rastede, der nach dem Gesagten auf eine ältere Form Rastede oder Radestadt zurückgeht, wird bald zu einem Worte rad, rod = Sumpf, bald zum Worte rode gestellt und demgemäß als Rodung erklärt.

Wie sich zeigen wird, haben wir nun aber auch gar nicht von den erwähnten Deutungen auszugehen. Die eine wie die andere ist bedenklich. Wer in der Flora unserer Gegend auch nur einigermaßen bewandert ist, weiß, daß ihr der Lauch fast völlig fehlt. Sümpfe oder richtige Moore grenzen zwar an die Feldmark Loxstedt. Kein Loxstedter würde deshalb auf den Gedanken kommen, seinen Heimatort als „Moordorf“ oder „Stätte am Moor“ zu bezeichnen. Richtiger wird man den Namen Loxstedt deshalb zu niederd. loog = geschlossene Ortschaft zu stellen haben. Dieses, mit mittelniederd. loghen = zusammensetzen, zusammenstellen, altfries. logan = sich versammeln und isländ. log = Platz verwandte Wort erscheint auch sonst in unserer Gegend nicht selten zur Bezeichnung von Ortsteilen und darüber hinaus — gleich dem Worte upstal und dem altnord. seatur — zur Bezeichnung von Weidestücken (vgl. Stader Jb. 1959, 121. G. Janßen, Was und Orts- und Flurnamen erzählen. Oldenburg 1925 S. 50. 59 f. 77). In Wulsdorf wird ein nahe beim Dorf gelegenes Flurstück dieser Art Ende des 18. Jahrhunderts „Lochstücke“, „Lockstücke“, „Lokstücke“ und auch

Wie Napoleon im Jahre 1811 den Zuckerrübenanbau bei uns einfuhrte

Es gibt wohl kaum einen Haushalt, in dem nicht täglich in irgendeiner Form Zucker verbraucht wird. Darüber macht man sich nur selten Gedanken, obwohl diese Tatsache gar nicht so selbstverständlich ist, wie es uns zwei Weltkriege nur allzu schmerzhaft gelehrt haben.

Die Zuckerrübenenernte 1959 erbrachte im Durchschnitt von einem Hektar 260 Doppelzentner gegenüber 370 Doppelzentner im Jahr vorher, so daß ein beträchtlicher Ausfall zu buchen war. Die Schuld hatte der trockene Sommer. Vorteilhaft wirkte sich jedoch die vermehrte Sonnenwärme auf den Zuckergehalt der Rüben aus. Er betrug durchschnittlich 18 % und machte so in gewisser Weise den obigen Minderertrag wieder wett. Die Erträge auf der Geest und in der Marsch waren sehr unterschiedlich: während dem Geestboden fast der letzte Tropfen Wasser entzogen wurde, blieb der Marschboden immer noch etwas feucht. So ist es erklärlich, daß ein Marschbauer äußern konnte: „Eine solche Zuckerrübenenernte habe ich noch nicht gehabt! Ich werde zeit meines Lebens auch wohl nicht eine gleiche wieder bekommen.“

Die Zeit liegt noch gar nicht so weit zurück, daß man von der Gewinnung des Zuckers aus Rüben nichts wußte. 1747 entdeckte der Berliner Apotheker Marggraf den bedeutenden Zuckergehalt der Runkelrübe. Die Bezeichnung Zuckerrübe kam erst später auf.

Der Physiker und Chemiker Franz Karl Achard (1753—1821) erbaute 1801 die erste Rübenzuckerfabrik auf dem Gute Kunern in Niederschlesien. Damals betrug die Ausbeute allerdings nur 2 bis 3 %. 1850 war sie schon auf 7 bis 8 % gestiegen. Auslese, Züchtung und Bodenpflege haben inzwischen den Gehalt auf mehr als das Doppelte gebracht.

Achards Fabrik wurde im Kriege von 1806/07 zerstört, jedoch 1810 so weit wiederhergestellt, daß sie als Lehranstalt dienen konnte.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts beherrschte der Rohrzucker aus Asien und Amerika noch uneingeschränkt den Markt. Das hörte mit einem Schlage auf, als Napoleon am 21. November 1806 von Berlin aus die Kontinentalsperre verhängte, durch die der englische Handel mit dem europäischen Festland unterbunden werden sollte. Napoleon glaubte, durch die Vernichtung des Handels England ruinieren und zum Frieden zwingen zu können.

Zwischen England und Frankreich entspann sich daraufhin ein langjähriges „Katze-und-Maus-Spiel“. Wie beim Schachspiel, folgte auf einen französischen Zug ein englischer Gegenzug. Eine englische Geheimratsverordnung vom 7. Januar 1807 verbot allen neutralen Schiffen das Einlaufen in einen französischen oder in einen unter französischer Kontrolle stehenden Hafen. In dem Dekret (Verordnung) von Fontainebleau vom 19. Oktober 1810 bestimmte Napoleon sogar, daß alle beschlagnahmten englischen Waren vernichtet oder verbrannt werden sollten.

Je schärfer aber die französischen Maßnahmen wurden, desto kühner und durchtriebener gingen die Schmuggler ihrem Gewerbe nach. England saß am längeren Arm des Hebels: es beherrschte das Meer und blockierte das Festland. Die Bewohner des Festlandes mußten vieles entbehren, was früher aus den Kolonien eingeführt worden war. Darüber murrten sie sehr. Napoleon sah sich schließlich gezwungen, durch die Lösung eines Lizenzschein (Erlaubnisscheines) die Einfuhr einer gewissen Menge englischer Waren gegen die Aus-

fuhr einer bestimmten Menge französischer zu gestatten. So wurde die durchlöchernte Kontinentalsperre ein Mittel, die leeren Staatskassen Frankreichs zu füllen. An Steuern und Lizenzen wurden 1810 allein 150 Millionen Franken vereinnahmt, ganz abgesehen von dem Wert beschlagnahmter Waren.

Als England und Rußland 1812 eine Allianz (ein Bündnis) eingingen, verlor die Kontinentalsperre stark an Bedeutung. Ihr Ende fand sie 1813, als sich Schweden, Preußen und Österreich dem Kampf gegen Napoleon anschlossen.

1811 versuchte Napoleon, sich mittels Autarkie (Selbstversorgung) von der Notwendigkeit der Rohrzuckereinfuhr zu befreien. Er ordnete den planmäßigen Anbau von Runkelrüben an, um auf diese Weise Rübenzucker zu gewinnen.

Am 20. Mai 1811 erließ von Arberg, der Kammerherr des Kaisers, Reichsgraf und Präfekt (Amtsvorsteher) des Departements (Verwaltungsbezirks) der Wesermündungen, von Bremen aus eine Anweisung in französischer und deutscher Sprache über den Runkelrübenanbau. Das mir vorliegende Exemplar ist an den Pastor Langenbeck in Padingbüttel gerichtet. Um den Urkundencharakter des Schriftstücks zu wahren, behalte ich in der nachstehenden Abschrift die damalige Schreibweise bei. „Präfectur des Departements der Wesermündungen. Bremen, 20. Mai 1811.“

Mein Herr!

Es ist jetzt erwiesen, daß der aus Runkelrüben gewonnene Zucker den aus dem Zuckerrohr verfertigten, ersetzen kann.

Se, Majestät der Kayser, nur bedacht auf das Wohl seiner Völker und mit dem festen Vorsatz, Frankreich in einen solchen Zustand zu versetzen, daß es alles in sich selbst hervorbringe, um so den Einfluß der Feinde des Continents zu vermindern, hat durch ein Decret befohlen, daß eine mit der Consumption (Verbrauch) des Zuckers in Verhältnis stehende Quantität Runkelrüben in Frankreich gebauet werden soll.

Uns kommt es zu, den Absichten Sr. Majestät zu entsprechen; alle unsere vereinigten Anstrengungen müssen Frankreich für immer die Hervorbringung des einländischen Zuckers sichern.

Ihnen mein Herr, als einem der bedeutendsten Landbebauer und Oeconomen kommt es zu, dem kleinern mit gutem Beyspiel voranzugehen.

Diejenigen, die sich in der Cultur der Runkelrüben auszeichnen, haben Belohnungen zu erwarten; die größte wird ihnen aber immer das Wohlwollen ihres Monarchen seyn.

In jedem Departement soll eine bestimmte Morgenzahl mit Runkelrüben bestellt werden. Welchen Genuß würde es uns gewähren, wenn wir schon vor der Bestimmung dieser Morgenzahl anzeigen könnten, daß die bloße Kenntniß der Absichten Sr.

Majestät, und ihres für unser Vaterland so wohlthätigen Zweckes uns schon zur Vollstreckung dieser Decrets vermocht haben.

Die Vertheilung der Morgenzahl ist für das künftige Jahr angekündigt. Ausserst wesentlich ist es, sich so viel Runkelrübensamen zu verschaffen, als für die Besaamung und Cultur im Jahre 1812 erforderlich ist. Hat man einmal Runkelrüben geerntet, so kann man sich für die folgenden Jahre den Saamen selbst verschaffen. Man muß dazu diejenigen Wurzeln besonders aussuchen, die am rundesten, glättesten und am besten gebildet sind; die großen Blätter werden mit der Hand abgeblättert, die kleinen innern des Herzens aber sorgfältig daran gelassen, weil sonst die Wurzeln nicht weiter treiben würden. Im Frühjahr pflanzt man diese Wurzeln von neuem in eine kräftige nahrhafte Erde, und zwar jede drey Fuß auseinander; man bindet das über der Erde stehende an Stöcken zur Deckung gegen den Wind, und um den Saamen zur Reife zu bringen. Wenn er gelb wird, so bringt man ihn mit dem Stengel auf den Boden, oder unter ein Schirmdach, damit er dort trocken und vor Feuchtigkeit bewahrt werde.

Der Runkelrübensaamen behält drey Jahre hindurch seine producierende Kraft.

Wenn man auf diese Weise alle Wurzeln des vorigen Jahrs benutzt, so wird man im Herbst eine beträchtliche Anzahl Saamen gewinnen, die für die Besaamung des folgenden Jahres hinreicht. Zugleich muß in diesem Jahre aller Runkelrübensaamen benutzt werden, den wir uns nur verschaffen können. Sie müssen Ihre Saamenhändler auffordern, sich mit so viel Runkelrübensaamen zu versehen, als Sie nur immer aufreiben können. Ich bemerke Ihnen nur noch, daß die weißen und gelben Runkelrüben vor allen andern den Vorzug verdienen.

Überzeugt von Ihrem Eifer für das allgemeine Wohl, begnüge ich mich damit, Sie zu bitten, vollkommen die Meinung zu rechtfertigen, die ich von Ihnen hege.

Empfangen Sie die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung.

Der Präfect des Departements der Wesermündungen, Kammerherr des Kayser, Reichsgraf von Arberg.“

Die Briefanschrift lautet:

„A Monsieur

Monsieur Langenbeck, pasteur

à Padingbüttel

Préfets des Bouches du Weser.“

Wenn in dem obigen Schriftstück von Frankreich gesprochen wird, ist damit auch unser Bezirk gemeint, der am 13. Dezember 1810 zum französischen Kaiserreich geschlagen wurde. — Der Reichsgraf von Arberg war ein Flame.

Johann Bösch, Padingbüttel

De Himmelspuurt an de wiede See

Mien Fruu is krank, se liggt mit Hoosten un Fever in ehr Bett. Mi ävers is bang um ehr, denn dat Hart wull mennigmal nich so, as dat süll, un denn mütt ik mit Druppens un Sprütten nahelpen.

Uns lütt Inga will dar nu ok wat bi doon. As se hüt Ävend mit ehr „Ich bün klein, mein Herz mach rein“, farig is, röppt se: Un nu noch för Oma! Ik mütt mien Hännchen noch ees wedder folgen (falten), un denn beedt se: „Leve Gott, so maak doch, dat uns Oma recht bald gesund in den Himmel kümm!“

„So is recht, lütt Deern“, lach ik, „blots mit den Himmel, dat hett woll noch en beting Tiet. Ik bruk ehre doch noch. Wecker süll mi denn woll röken un wahren, wenn ik keen Oma miehr härr?“

— Inga kickt mi nadenkern an, denn se versteiht woll nich, dat ik blots an mi sülvden denken do, un darum seggt se: „Dat is dar ävers doch so schön.“

„Wur?“ fraag ik, „in'n Himmel? Wierst du denn al dar?“

„Nee“, lacht se. „Ävers du hest uns dar doch so veel von vertellt!“

„Ik sall di wat von'n Himmel vertellt hebben?“

„Ja, Opa, du! Von de wiede, blage See, von den witten Strand un den velen, velen Sand, wur ik so schön in spelen kann.“

Ierst verstünn ik dat Kind nich; denn ävers keem mi dat. Lütt Inga harr immer dacht, dat ik von den Himmel snacken deed, wenn ik ehr von mien leev, oll Heimat dar baven an de Ostsee vertelde. Dar kunn ik ehr ja nu nich bi laten, un darum verklaard ik ehr, dat mien Rügenland woll siehr, siehr schön is, ävers de Himmel is dat nich.

Ganz woll wier mi darbi nich, denn ik mütt ingestahn, dat mi dat mennigmal grad so gahn deit as Inga. Wenn ik an den Himmel denken do, denn

wannern mien Gedanken ganz von sülvden dörch dat düütsche Land bet hen na de See. Un dar is mien Vadder an schuld. De güng jeden Namiddag mit uns Kinner an den Strand. Wenn wi denn bi Banzelvitz dat hoge Äuver rupkladdert wieren, denn stunnen dar twee hoge Dannen, un vör de bleef Vadder ümmer bistahn. „Wur schön!“ säär he denn, „kiekt doch, Jungs, wur wunnerschöön!“

Ja, dat wier ok schön, denn twüschen de beiden Bööm hendörch kunnem wi von baven up de See hendal seihn, un denn sehgen wi ganz wiet in de Fiern de witten Kriedbargen von Arkona ut dat blage Water upstiegen. Wenn dar de Sünn up blänkern deed, denn lacht uns jawoll dat Hart vör luder Lust un Freud.

„So denk ik mi de Himmelspuurt“, säär Vadding ees, un von dar af hebben wi Kinner de beiden Bööm blots noch „Uns Himmelspuurt“ nennt.

Un dit is in mien Harten bihacken bleven mien ganzes langes Leven lang. Wenn ik nu as oll Mann in de Kirch sitt, un wi dar dat Leed singen: „Von zwölf Perlen sind die Tore an deiner Stadt, wir stehn im Chore“, denn mütt ik an de beiden Dannen up de Banzelvitzer Barge denken, un an de blage See un an dat witte Arkona, un denn hüür ik mien Vadding seggen: „Uns Himmelspuurt.“

Wat fraag ik na de zwölf Parlen? Gar nix! Von Parlen verstah ik nix. De Bööm ävers, de beiden Dannen, de stahn mit ehr Wördel fast in mienen Harten, un dar warden se ok woll bistahn blieven, bet an den Dag, wur ik vör de richtig Himmelspuurt ankamen do.

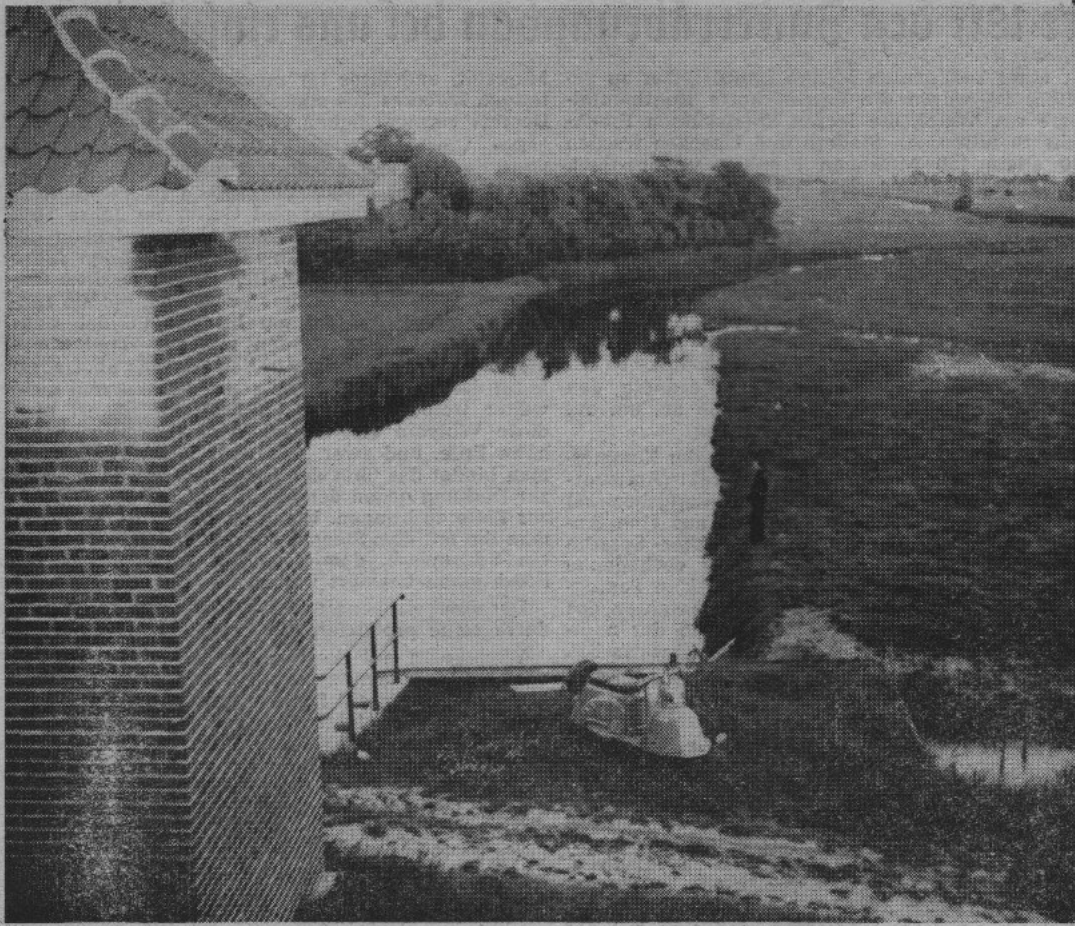
Denn ävers sall mi dat glick sien, of dar Parlen stahn odder Dannenbööm. Denn kümmt dat dar blots up an, dat uns Herrgott mi mit gode Ogen ankickt un seggt: „Kumm rin, oll Jung, wi töven al up di.“

„Neben dem Loch“ genannt (Jb. M. v. M. 21, 102). Hier findet sich also die gleiche Wortform wie beim Namen Loxstedt.

Was den Namen Rastede betrifft, so können wir auf die Ausführungen im Heimatblatt 1957, Nr. 90, verweisen, wonach die Namen des Typus Rade gleich dem mittelhochd. rade Bachufer, Ufer, Uferkante, Landkante bedeuten. Es handelt sich um das gleiche Wort, das als isländ. rödh eine Reihe, besonders eine am Strand verlaufende Erhöhung, und als norw. dial. radd einen Steinwall bezeichnet. Im Heimatblatt 1957 sind mehrere topographische Zeichnungen angeführt, die diese Bedeutung des Wortes bestätigen. Die Beispiele könnten noch vermehrt werden. So liegt Rastede bei Oldenburg hoch auf der Geest am Rande des „Großenmeers“. Erwähnt sein möge auch das zerstörte Dorf Rade am Ufer des Rader Bachs oberhalb des Lüner Holzes im Lüneburger Raum. Auch die Loxstedter „Rahde“ bildet eine Geesthöhe, und zwar am Rande des Moors, das man nach ihr das Rademoor genannt hat. Insgesamt gesehen aber bildet die Loxstedter Feldmark eine Geestzunge, die im Norden und Süden von Mooren umgeben ist.

Es ergibt sich danach, daß der Name Rastede oder Rastedt, den Loxstedt einst getragen hat, sich auf die Lage im Gelände bezieht, der Name Loxstedt dagegen die Ortschaft — ein Haufendorf — als geschlossenes Dorf bezeichnet. Beide Namen können und werden demnach nebeneinander hergegangen sein, ehe der Name Rastede endgültig durch den heute noch üblichen Namen Loxstedt verdrängt wurde.

Dr. Benno Eide Siebs



Weit reicht der Blick vom Siel des Dorumertiefs in die sommerliche Marsch

Denkt an das Bederkesaer Fleckenarchiv!

Wir haben allen Grund, in dieser Zeit, in der bei vielen Menschen materielle Dinge bestimmend sind, denen zu danken, die unermüdlich und selbstlos ihren einmal eingeschlagenen Weg weitergehen und für Gegenwart und Zukunft das zu bewahren trachten, was an Wertvollem aus der Vergangenheit noch auf uns gekommen ist. Wenn dann solchen Männern ein besonders glücklicher Fund gelingt, wollen wir uns mit ihnen freuen. So entdeckte Werner Schieder, der seit vielen Jahren in Bederkesa tätig ist, im Nachlaß von Julius Homberg ein Buch, das im Bestande des Fleckensarchivs einen besonderen Rang beanspruchen darf.

Es handelt sich um ein umfangreiches Bederkesaer Amtsbuch, von dem bisher nur drei Exemplare bekannt waren, und zwar zwei in Bremen und eines in Hannover. Alle vier Bücher stammen

Dol Buernhuus

De Hoffi steiht leddig, todeckt is de Soot.
Keen Wagen knarrt, röög sik keen Hand un Foot.
Keen Bull brammt in'e Boos. Blots de ool Eek
böört noch ehr Arms. De Kruutgaarn sitt vull
Queek.

Mien Tiet is üm, seggst du, dar helpt keen Wöör.
Hier steiht keen Buer mehr in de Missendöör.
Ik stah hier as en Boom, de still versoor.
Söök ni bi mi dien Ollervadders Oort.
Söök se in di! Wat west is, sackt in Daak.
Man wat dar leevt, dat leevt ut Moderspraak.
Laat di belemmern ni mit Quirrn un Quarn.
Ut hegen, höden, wahren kann nix warrn.
Röög di tohöcht ut Düüsternis un Pien.
De sien Tiet faat, den bringt se Aarn as mien!

Albert Mähl

aus der Zeit, als das Amt Bederkesa der Stadt Bremen unterstand, und sind damals aus dem Bedürfnis entstanden, bis ins einzelne alle Gerechtigkeiten aufzuzeichnen, die der Rat der freien Reichsstadt nutzen konnte. Das älteste Amtsbuch wurde 1599 aufgezichnet, unser Bederkesaer Stück ist noch ausführlicher und stammt aus den letzten Jahren der stadtbremischen Zeit, die im Jahre 1654, von Schweden erzwungen, ihr Ende fand. Was aber zu jener Zeit nur für Bremen von Nutzen war, erweist sich für den Heimatfreund unserer Tage als eine einzigartige Geschichtsquelle, die ihm helfen kann, Studien der verschiedensten Art zu treiben.

Doch geht es hier nicht nur um die Bereicherung eines Heimatarchivs — es soll gleichzeitig angeregt werden, die Familienpapiere in so manchen Häusern noch einmal gründlich durchzusehen. Sind die Winterabende nicht dazu angetan? Vielleicht

entdeckt dieser oder jener in einer entlegenen, bisher vielleicht übersehenen Ecke ein Dokument, einen Gegenstand, der für uns alle von Wichtigkeit sein kann. Bleiben die Stücke auch vielleicht im Hause erhalten, solange sein jetziger Eigentümer lebt, — wer weiß, was nach ihm damit geschieht, und Unerstzliches kann so für immer verlorengehen. Warum soll man nicht auch stolz auf ein besonders gutes und reichhaltiges Heimatarchiv sein, zu dem man gerne einmal seine Schritte lenkt, vielleicht mit verständnisvollen Freunden? Vor allem aber hat man dann ein Recht dazu, wenn man sich dafür einsetzt, die dort aufbewahrten und geordneten Schätze zu mehren. Wer nicht auf sein Eigentum verzichten will, mag seine alten Dokumente und Erinnerungsstücke „zu getreuen Händen“ übergeben. Für Bederkesa ist jedenfalls die Frage gelöst, an welche Stelle man sich wenden kann — wie wäre es, wenn man Werner Schieder helfen würde, das Fleckensarchiv weiter auszubauen, zu Nutz und Frommen der Lebenden und der, die nach uns kommen!

Curt Allmers

Johann Köpke aus Altenbruch

Wer den Friedhof in Altenbruch betritt, dem fällt sogleich am Eingang ein massives Grabgewölbe auf, wie man es nur selten im Hadler Lande antrifft. Der Bauherr war Johann Köpke, der von 1816 bis 1890 lebte. Man mag nun darüber nachsinnen, was das wohl für ein Mensch gewesen sei, der sich ein solches steinernes Grabgewölbe errichten ließ.

Der Altenbrucher Bürger und Kornhändler Johann Köpke ist sicher zu seinen Lebzeiten ein rechtes Original gewesen. Vom Lesen und Schreiben hielt er nicht viel, dafür konnte er um so besser mit der plattdeutschen Sprache umgehen und kam überall zurecht. Er mochte sehr gern reisen und lernte viele Menschen kennen. Manche Stunde hat er gemütlich plaudernd auf dem Hofe meiner Urgroßeltern in Altenbruch und später im Hause meines Großvaters in Neuhaus verbracht. Häufig mögen ihm dabei Wunsch und Wirklichkeit durcheinander geraten sein, aber es sei immer amüsant gewesen, ihm zuzuhören. Er entstammte dem Alten Lande und hatte von den Voreltern einen tüchtigen Geschäftssinn ererbt.

Als Jungkerl schickten seine Eltern ihn einmal mit einem Wagen voll Kirschen nach Bremervörde, die er dort verkaufen sollte. Nachdem er alles verkauft hatte, fand er es viel reizvoller, das Geld zu verjuxen, anstatt mit nach Hause zu bringen. Darüber waren seine Eltern sehr erbost und sie beschlossen, daß er Seemann werden sollte. Seine Mutter brachte ihn in Hamburg auf einem Ewer als Schiffsjungen unter. Zunächst gefiel ihm die Schifffahrt ganz gut, als es aber an der Westküste

von Holstein zur Eidermündung ging, wurde ihm „dat Woter to pulterig“. Auch hatte der Schiffer „dat Gropenbroon to lütt sneden“ und ihn verlangte wieder nach Hause. Heimlich hatte er für ein paar Schillinge einen anderen Schiffsjungen gedungen, den er bei Dunkelheit über die Eider bei Tönning ruderte, wo sein Schiff lag, und an Bord brachte. Er selber lief noch in der Nacht nach Brunsbüttel, wo er einen Schiffer kannte, der ihn wieder mit nach Hause nahm.

Als im Sommer 1870 der deutsch-französische Krieg ausbrach, war Köpke gerade in Hamburg. Sofort fuhr er mit dem Schiff nach Neuhaus/Oste, ging von dort zu Fuß nach Hause und kaufte allen Weizen ein, dessen er habhaft werden konnte. Später hat er ihn teuer verkauft und ein sehr gutes Geschäft dabei gemacht.

Da seine Frau für ihn die schriftlichen Arbeiten zu Hause erledigen mußte, nahm er sie auf seine Reisen nie mit. Er war ein treuer Verehrer des hannoverschen Königshauses, und so machte er sich auch auf die Reise nach Gmunden, um den ehemaligen Kronprinzen Ernst August, Herzog von Cumberland und dessen Gemahlin Herzogin Thyra zu besuchen. Von dieser Begegnung erzählte er, daß er als alter Welfe freundlich aufgenommen worden sei und neben der Herzogin auf dem Sofa gesessen und aus seiner Heimat erzählt habe. Meine Vorfahren haben ihm das nie geglaubt, zumal sie seine Ausdrucksweise und Manieren nur zu gut kannten.

Auch nach Italien reiste er, und wußte mancherlei zu erzählen. So habe es ihm in Venedig nicht gefallen, dort hätten zu viele halbnackte Bettler vor den Kirchentüren gelegen und ihn „angepöckelt“. „Ober Triest, dat is ne grode Handelsstad, dat kann ick Se seggen“, sagte er zu meiner Großmutter.

Er verstarb ohne leibliche Erben, da seine beiden Töchter bereits in jungen Jahren verstorben waren.
Elisabeth v. Seht

Hermann Allmers, der eifrige Morgensterner

Der Marschendichter Hermann Allmers hatte gute Beziehungen zu Nesse. Carsten Wohlers und Wierich Ganten zählten zu seinen Freunden. Frau Lohse, die Tochter von Carsten Wohlers, hat Erinnerungen an den „Alten vom Deich“ treulich aufbewahrt und sie mir zur Verfügung gestellt.

1882 gründete Allmers in Weddewarden den Heimatbund der Männer vom Morgenstern, als dessen Aufgabe er nicht nur die Pflege der Geselligkeit, sondern auch die Erforschung der Heimat ansah. Mit ganzer Kraft setzte er sich für diesen Heimatverein ein und warb für seine Veranstaltungen.

Auf einer Postkarte aus Rechtenfleth vom 29. 6. 1890 teilte er dem Hofbesitzer Carsten Wohlers in Nesse mit: „Zur Versammlung der Männer vom Morgenstern ist nunmehr der Nachmittag des 12. Juli d. J. angesetzt und als Ort Uhdes Gasthof zu Stotel, wo ich über den interessanten und edlen Stoteler Johann Böse, den Vater des berühmteren Sohnes, Hauptmann Böse, sowie über das Stoteler Grafengeschlecht interessante Mitteilungen zu machen habe...“. Ich würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie die Güte haben und schon jetzt eifrig nach Kräften zur Theilnahme dort anzuregen...“

(Johann Böse wurde 1739 in Stotel geboren und starb 1804 in Bremen; seine Frau, Gesine Böse, geb. Otten, stammte aus Kassebruch. Hauptmann Böse, geb. 4. April 1783 in Bremen, starb dort am 15. August 1867.)

Auf einer Karte vom 31. 10. 1890 schreibt Allmers an Carsten Wohlers: „Nicht kann ich's unterlassen, lieber Herr Vetter, Ihnen anzuzeigen, morgen Abend 7 Uhr wird in Weddewarden die diesjährige Herbstsitzung der Männer vom Morgenstern stattfinden und Sie uns Allen durch Ihre Theilnahme daran eine Freude und Ehre bereiten würden...“

Unermüdlich wirbt Allmers für den Heimatbund. Eine Karte vom 23. September 1892 besagt: „Lieber Herr Vetter und Freund, daß die Männer vom Morgenstern nächsten Sonntag, d. 25. d. M., im hiesigen Gasthof zur Kaiserkrone eine öffentliche Sitzung mit Vortrag (über Osterstades Vergangenheit) haben werden, wird Ihnen schon bekannt sein. Um 1 Uhr vorher findet daselbst ein einfaches aber fröhliches Mittagmahl statt, dem sich ein gemütliches Kaffeestündchen in meinem Garten oder Haus anschließen wird...“

Diese schlichten Erinnerungen an Hermann Allmers sind ein Beweis für die guten Beziehungen des Marschendichters zu seinen Heimatfreunden und für sein Streben, den Sinn für historische Ereignisse zu wecken und zu pflegen; zum andern zeigen sie, daß seine Bestrebungen in Nesse auf fruchtbaren Boden gefallen waren.

Heinrich Mahler

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0.60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzgen & Co. Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postscheckkonto Hamburg 13696. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Lande Straße 7.